

Die Podiumsdiskussion zeigte erneute, was auch den zweitägigen Workshop zu einer interessanten Veranstaltung machte: die Zusammenkunft von Politikwissenschaftlern und Ökonomen sowie von Praktikern aus Wirtschaft und Politik. Dieser interdisziplinäre Ansatz ermöglichte erst den richtigen Zugang zu einem hochgradig komplexen Thema wie "Kooperation, Regionalismus und Integration im asiatisch-pazifischen Raum". Darüber hinaus war es die Breite der Themen, die Vielzahl namhafter Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, die Qualität der Vorträge sowie das Interesse und Engagement der Teilnehmer und Teilnehmerinnen, die zum Gelingen der Veranstaltung beigetragen haben.

Martina Zellmer

### "Zusammenprall der Kulturen?" Ostasien und der Westen in den neunziger Jahren

Köln, 12. - 17. März 1995

Samuel Huntingtons allerorten zitierter und paraphrasierter These vom kommenden "Kampf der Kulturen" als wichtigster Konfliktlinie zwischen dem Westen und dem Rest der Welt nachzugehen, war das Ziel der Tagung im Ost-West-Kolleg der Bundeszentrale für politische Bildung. Der Sex-Appeal der Huntingtonschen These ist unverkennbar: Das Interesse an der Tagung bei jungen Japan- und Chinaexperten, Lehrern, Journalisten und Freiberuflern war groß.

Vor dem Hintergrund einer in allen Regionen der Welt bemerkbaren "vagabundierenden Identitätssuche" (Weidenfeld), in die sich so unterschiedliche Phänomene wie der islamische Fundamentalismus, das "neue asiatische Selbstbewußtsein" und die amerikanisch-europäische Debatte um die multikulturelle Gesellschaft einordnen lassen, wirkt das Schlagwort vom Antagonismus der Zivilisationen als hilfreiche Vereinfachung der Wirklichkeit. Vom *Spiegel* über die *NZZ* zur *FAZ* bis zu den Äußerungen des Verfassungsschutzpräsidenten Werthebach über die "große Auseinandersetzung zwischen der christlich-abendländischen Zivilisation und dem Islam" und der verkaufsfördernden Steigerung zum "Krieg der Zivilisationen" (Bassam Tibi) reicht der Fall-out des neuen Paradigmas aus den USA. Auch in den Seminaren des Ost-West-Kollegs kam es seit Beginn der 90er Jahre immer wieder zum "Kulturkampf"; nur stichwortartig seien die Debatten um die kulturelle Prägung des ostasiatischen Wirtschaftserfolgs, um den Zusammenhang von Modernisierung und Demokratisierung im ostasiatischen Kontext sowie die zwischen "Revisionisten" und "Internationalisten" geführte Auseinandersetzung um das "Rätsel der Macht" in Japan genannt. Diese Tagung versammelte Referenten aus unterschiedlichen Fachrichtungen (Politikwissenschaftler, Japanologen, Sinologen, Linguisten und als Praktiker den Asienbeauftragten der Bundesregierung MDg Karl Walter Lewalter), um die Thesen Huntingtons einer möglichst stichhaltigen fach- und regionalwissenschaftlichen Prüfung zu unterziehen.

Nur stichwortartig und in der gebotenen Verkürzung sollen die wichtigsten Ergebnisse und Thesen hier referiert werden: In einem ersten Überblick über die Umbrüche der weltpolitischen Strukturen seit 1989 waren sich die Politikwis-

senschaftler Link (Universität Köln) und Maull (Universität Trier) weitgehend einig in der Ablehnung der Huntingtonschen Prognose "The West against the Rest". Link sah eine weiter zunehmende Regionalisierung und eine sich ausprägende Multipolarisierung der Welt, jedoch keine Einheitlichkeit der Konfliktstrukturen, sondern sich überschneidende Konfliktlinien zwischen einzelnen regionalen Machtzentren, die sich in Ostasien, in Nord- und Südamerika sowie Europa und Rußland verorten lassen. Ob sich eine neue antagonistische *balance of power*-Struktur oder eine Form des kooperativen Regionalismus entwickeln werde, bleibe abzuwarten. Für Maull sind die Thesen Huntingtons "empirisch fragwürdig und politisch gefährlich" und darüber hinaus eine "verzerrte Projektion der amerikanischen Multikulturalismus-Debatte auf die internationale Politik". Der islamische Fundamentalismus sei nicht Produkt genuiner Tradition, sondern einer tiefgreifenden Modernisierungskrise, mithin eher ein soziales als ein kulturelles Phänomen, kein Kind der Tradition, sondern eines der Moderne. Für Ostasien sei unschwer zu erkennen, daß die "asiatischen Werte" weder besonders asiatisch noch in der Region unumstritten seien. Sie dienten dazu, autoritäre Herrschaftsstrukturen zu legitimieren. Die universalistische Logik von Modernisierungsprozessen werde sich aller Erfahrung nach in einen Wandlungszwang ehemals kulturell autochthoner und hermetischer Systeme übersetzen: Japan, Südkorea und Taiwan könnten als Beispiele herangezogen werden. Nachdenklichkeit war bei beiden Referenten zu spüren, als es in der Diskussion um die Frage ging, ob sich ein von gemeinsamen Werten verabschiedendes, völlig säkularisiertes Modell der liberalen Demokratie à la longue als zukunftsfähig erweisen werde. Wie wird sich "Demokratie" als System angesichts neuer technologischer, ökonomischer und ökologischer Herausforderungen bewähren? Auch die Einrichtung der Demokratie wäre somit als "evolutionäres Experiment" (Maull) zu begreifen, das sich als Fehlschlag erweisen könnte.

Unter dem Titel "Japan - eine andere Moderne?" widmete sich der zweite Tag dem politischen und wirtschaftlichen Umbruch in Japan seit dem Ende der "bubble economy" und den neuen japanistischen und asianistischen Strömungen im japanischen Geistesleben. Prof. Pohl (Institut für Asienkunde) informierte über japanische Politik- und Wirtschaftsstrukturen und ihre langsame Erosion seit dem Ende der LDP-Alleinherrschaft im Juli 1993. Pohls Ausführungen war zu entnehmen, daß nicht zuletzt unter dem Eindruck des Hanshin-Erdbebens in Kobe das Krisenbewußtsein und die Verunsicherung in Japan eher zugenommen haben; die Unzufriedenheit der Wähler mit den etablierten politischen Strukturen werde weiterhin eine erhebliche Rolle im Reformprozess spielen. Prof. Florian Coulmas, in Tokyo lehrender Sprachwissenschaftler, derzeit fellow am Wissenschaftskolleg Berlin, vertrat anschließend die These (in Anlehnung an Benedict Andersons *Die Erfindung der Nation*), daß die japanische Kultur als Konstrukt zu begreifen sei, das keinerlei Erklärungswert für die Besonderheiten der japanischen Gesellschaft besitze. Kurz: Japan sei ein "ganz normales Land", und die Vorstellung von der Einzigartigkeit Japans werde interessanterweise ebenso von westlichen Beobachtern vertreten wie von der "nihonjinron"-Schule in Japan, die schon vor dem Krieg die Selbststilisierung und Exotisierung Japans betrieben habe. Auch Prof. Kenichi Mishima, Wissenschaftskolleg Berlin, betonte den "Konstruktionscharakter" der japanischen Kultur. Die japanische Ausein-

andersetzung mit dem Westen zeichne sich seit dem 19. Jahrhundert durch starke Unausgeglichenheit und paradoxe Phänomene aus. Einerseits sei die traumatische Erfahrung der Bedrohung durch den Westen durch "kulturelle Selbstbehauptung in Form ästhetischer Selbststilisierung" verarbeitet worden, also in gewisser Weise "Selbstorientalisierung" betrieben worden. Andererseits sei noch in den zwanziger Jahren der Ruf "Entjapanisiere dich selbst!" erklungen, also eine radikale okzidentalistische Idealisierung Europas nachzuweisen. Im Verhältnis zu den asiatischen Ländern habe die Führungsschicht sich der Methoden des europäischen Orientalismus bedient, um ihren Hegemonieanspruch zu begründen, ein starker Einfluß der deutschen Kolonialwissenschaft sei nachzuweisen. Auch heute noch sei die starke Neigung zu beobachten, das Verhältnis zwischen dem "japanischen" und "europäisch-westlichen Denken" als einen nie auflösbaren Dualismus zu betrachten. Habe man früher die "ästhetische" Einzigartigkeit Japans behauptet, so strapaziere man heute in einer "erfolgsbedingten Überheblichkeit" die "Beziehungsorientiertheit" der japanischen Kultur als Gegenmittel gegen den Universalismus und Individualismus des Westens. Es finde ein Übergang vom ästhetischen zum sozialen Selbstbewußtsein statt; in der japanischen Führungsschicht schein ein stillschweigender Konsens zu herrschen, die "Tradition" Japans könne die Schäden der Moderne ausgleichen und wiedergutmachen. Im Gegensatz zu Deutschland schein in Japan die "Nation weitgehend mit der Sprache des Ethnozentrismus infiltriert zu sein." Mishima plädierte nachhaltig dafür, Abschied von den "ethnozentrischen Selbstbestätigungsdiskursen" zu nehmen, aber auch von den Diskursen, mit denen die Europäer Japan konstruiert haben. Ungeklärt blieb in der sich anschließenden Diskussion allerdings, ob "Nation" und "Kultur" wirklich nur "Erfindungen und Konstruktionen", "vorgestellte Gemeinschaften", "illusorische Annahmen" etc. sind? So originell diese über die "linguistische Wende" vermittelten Einsichten sind, sie haben ihre Grenzen. "Nationen" und "Traditionen" - erfunden oder nicht - schaffen Probleme, die wirklich existieren; reale zivilisatorische und kulturelle Differenzen werden so nicht aus der Welt geschafft. Zumindest läuft man Gefahr, kulturelle oder nationalistische Diskurse ausschließlich (wie schon einmal Liberale und Marxisten) als historische Fehler zu behandeln, als kognitive Irrtümer, die man durch geduldige analytische Aufklärung ausbügeln könne. (Vgl. Tony Judt, "Der neue alte Nationalismus", in: *Merkur*, Vol. 48, Nr. 549, Heft 12, 1994, S. 1047 - 1064, für einen lesenswerten Kommentar zur neueren Forschung.)

Prof. Wolfgang Bauer (München) wagte es, am folgenden Tag aus der Sicht des Sinologen einige Vorbehalte gegen die radikale Abwertung des kulturellen Faktors durch Coulmas und Mishima anzumelden. Die Skepsis gegenüber den intellektuellen Konstruktionen eines Volks- und Nationalcharakters sei prinzipiell gerechtfertigt, andererseits dürfe die Frage nach "kollektiven Mentalitäten", die ja - erfunden oder nicht - die Wirklichkeit prägten, nicht tabuisiert werden. Nach einer tour d'horizon über die wechselvolle Geschichte chinesischer Selbst- und Fremdefinitionen verwies Bauer auf die Debatte um den chinesischen Volkscharakter, die seit Mitte der 80er Jahre in Taiwan mit den Werken Bo Yangs (*Der häßliche Chinese*), in der VR China mit dem Film "He Shang" und in Hong Kong mit dem Werk Sun Longjis (*Die Tiefenstruktur der chinesischen Kultur*) geführt wurde und einen ganz anderen Charakter habe als die japanisti-

sche Variante. In diesen weitverbreiteten und heftig umstrittenen Werken zeige sich eine anhaltende Krise des chinesischen Nationalgefühls. Die zwiespältige Haltung gegenüber dem Westen, nachahmensbereit in der Praxis, die "Macht und Reichtum" verspricht, reserviert bezüglich seines "Wesens", das den Individualismus betont, klinge auch in den neokonfuzianischen Diskursen der jüngsten Zeit nach. Die Erneuerung und Rekonstruktion der chinesischen Kultur werde den Westen auch zukünftig beschäftigen müssen, da er sich mit dem uralten Anspruch Chinas verbinde, "Zentrum der Welt" zu sein. Auf neuere ideologischen "Erfindungen" der Herrschaftselite in der VR China und ihrer intellektuellen Verbündeten, einen chinesischen Sonderweg zur Modernisierung zu rechtfertigen, ging im weiteren Verlauf der Tagung Dr. Gunter Schubert (Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft in Heidelberg) ein. Als Vorläufer ist die ursprünglich progressive Idee regimenaher Intellektueller anzusehen, die Einführung der Marktwirtschaft über eine "neoautoritäre" Phase zentral durch einen starken Staat zu steuern, der Modernisierung und Stabilität miteinander verbindet (Vorbild: Samuel S. Huntingtons Werk *Political Order in Changing Societies*, Princeton 1968, das 1987 auf Chinesisch vorlag). Anfang der 90er Jahre wurde das neoautoritäre Gedankengut wiederbelebt, veränderte jedoch seine ursprüngliche Zielrichtung. Unter der Bezeichnung "Neokonservatismus" (*xin baoshouzhuayi*) ist eine neue, von den in hohen wirtschaftlichen Funktionen sitzenden "princelings" wie Chen Yuan (Sohn von Chen Yun) propagierte, Ideologie zu verstehen, die die Modernisierung mit "traditionellen" (chinesischen) Werten verbinden möchte und eine ausgesprochen nationalistische Stoßrichtung hat. Möglicherweise bildeten diese vorerst noch inoffiziell zirkulierenden Ideen zur Rechtfertigung einer chinesischer Entwicklungsdiktatur die Grundlage für eine neue nichtmarxistische Herrschaftsideologie in der VR China. Skepsis sei jedoch angebracht, ob die von den Neokonservativen ja grundsätzlich nicht in Frage gestellte Logik der Modernisierung nicht größere Wandlungszwänge erzeugen würde als heute vorauszusehen sei.

Auch in dieser Betrachtung erschien das politische und geistige Fundament des Wirtschaftswunders in China und Ostasien als brüchig, und die entsprechenden Verlautbarungen der politischen Eliten wären - anders als bei Huntington - eher defensiv als offensiv zu deuten. Dennoch, so Rüdiger Machetzki (Institut für Asienkunde) in seiner abschließenden Betrachtung zur Frage "Gibt es ein Modell Ostasien?", sei vor Wunschdenken im Umgang mit Ostasien zu warnen. Daß es sich bei dem "neuen asiatischen Selbstbewußtsein" sehr wahrscheinlich um ein historisches Übergangsphänomen handle, bedeute nicht, daß der Westen nicht aufgerufen sei, seine überkommenen Vorstellungen zu überdenken. Ein neues Muster gegenseitiger globaler Wandlungszwänge bilde sich heraus, die sich längst etwa in der intensiven Diskussion um die Zukunftsfähigkeit des Standorts Deutschland zeigten. Der Wettbewerbsdruck asiatischer Konkurrenz sei real und eine ganze Reihe von Faktoren spreche dafür, daß die Quellen der Wirtschaftsdynamik für mindestens zwei weitere Jahrzehnte fließen werden. Andererseits sei es jedoch völlig verfehlt, voreilig das asiatische Jahrhundert zu verkünden und den "Niedergang des Westens" angesichts einer angeblich an Gemeinsinn und Stabilität überlegenen asiatischen Alternative zu prognostizieren. Ein nüchterner Blick auf die ostasiatischen Gesellschaften zeige, daß weder innerstaatliche

Risiken (soziale und politische Konfliktpotentiale) noch zwischenstaatliche Instabilitäten (Fortdauern von Vor- und Ordnungsmachtansprüchen einzelner Staaten) vor der Region haltmachten. Ostasien sei kein "Völkerkundemuseum" und stehe schon jetzt in seinen industriell fortgeschrittenen Teilen vor ähnlichen gesellschaftlichen Problemen wie im Westen. Welche Problemlösungen in Ostasien gefunden werden, wohin die Auseinandersetzungen um die weltanschaulichen Grundlagen der ostasiatischen Gesellschaften führen werden, sei heute jedoch nicht zuverlässig zu beantworten. Zu "Risiken und Nebenwirkungen" sei in diesem Fall weder Arzt noch Apotheker zu befragen.

Christoph Müller-Hofstede

### International Yi Studies Conference

University of Washington, Seattle/USA, 16.-19. März 1995

Vier Tage lang setzten sich zwölf Wissenschaftler/innen der Yi(-Nationalität) und ein Han-Chinese aus der Volksrepublik China, drei Wissenschaftler/innen aus den USA sowie je ein Wissenschaftler aus Hongkong, Australien und Deutschland mit unterschiedlichen Faktoren der Yi-Gesellschaft auseinander. Konferenzsprache war Chinesisch. Es handelte sich um die erste internationale Konferenz über die Yi, die mit (1990) rund 6,6 Mio. Menschen die sechstgrößte nichtchinesische Nationalität in der VR China darstellen. Ihre Angehörigen verteilen sich auf die Provinzen Yunnan (4,06 Mio.), Sichuan (1,79 Mio.), Guizhou (0,71 Mio.) und Guangxi (7.200). Als Spezifikum der Yi-Gesellschaft in Sichuan und Nordyunnan bis Mitte der 50er Jahre wird in offiziellen chinesischen Darstellungen die Existenz einer "Sklavenhaltergesellschaft" genannt, womit u.a. die Existenz des von Marx und Engels konzipierten und von Stalin zum "Gesetz" gesellschaftlicher Entwicklung erhobenen Stadienmodells (Urgesellschaft, Sklavenhaltergesellschaft, Feudalismus, Kapitalismus, Sozialismus, Kommunismus) auch auf dem Boden Chinas bewiesen werden soll. Vor Gründung der Volksrepublik China waren die Yi als "Lolo" bekannt.

17 Papers befaßten sich mit vier Themenkreisen: (a) historischen Darlegungen; (b) Aspekten der traditionellen Kultur und Gesellschaft; (c) Neuinterpretationen von Gesellschaft und Kultur der Yi; (d) gegenwartsbezogenen Darlegungen bzw. Ergebnissen neuerer Feldforschung.

Neben (a) und (b) waren es vor allem die Neuinterpretationen von Gesellschaft und Kultur, die Aufmerksamkeit erregten. Yi-Wissenschaftler/innen setzten sich in zum Teil sehr kritischer Weise mit offiziellen Sichtweisen und Bewertungen in China auseinander. So wurde die Auffassung, alle Völker Chinas hätten die o.g. Entwicklungsstadien durchlaufen, verworfen. Hanchinesische Historiker hätten versucht, alle "Minderheiten" Chinas in dieses Korsett historischer Fehlinterpretation zu zwingen. Alle Gesellschaften, die dem europäisch-marxistischen Entwicklungsmuster nicht entsprochen hätten, seien als rückständig, barbarisch oder als "Sonderfall" eingestuft worden. Bei der Untersuchung der Yi-Gesellschaft dürfe nicht vom Stadienmodell ausgegangen werden, viel-